

Ein Sohn der Freiheit — Nikolai Alexandrowitsch Berdjajew

VON HANS-PETER FRIEDRICH

I.

Die Festlichkeiten zur Tausendjahrfeier der Taufe Rußlands sind vorüber. Noch sind der kirchenpolitische und der spirituelle Ertrag des Millenniums nicht wirklich abzuschätzen, aber es zeigt sich bereits jetzt, daß er langandauernder und tiefgreifender sein wird, als noch vor Jahresfrist angenommen. Die sich unter Gorbatschow so energisch wandelnden Beziehungen zwischen der Russischen Orthodoxen Kirche und dem sowjetischen Staat — Ausdruck dessen war das Treffen zwischen Generalsekretär und Patriarch am 29. April im Kreml — haben es möglich gemacht, daß das Jubiläum in einem, mit dortigen Maßstäben gemessenen, geradezu spektakulären Rahmen hatte begangen werden können. Die Kirche ist nach Jahrzehnten der Verdrängung und Verfolgung, des Verschweigens und Verachtens in die Öffentlichkeit zurückgekehrt, Glasnost hat es möglich gemacht! Die Medien, vor allem Fernsehen und Zeitungen, zeigen vieles bisher Unsichtbare und drucken vieles bisher Unsagbare. Die geistliche Musik, z. B. Tschaikowskij und Rachmaninow, findet allenthalben volle Konzertsäle. Und die Rückgabe des berühmten Starzen-Klosters Optina Pustyn an die Kirche — unter den Pilgern, die sich dorthin um geistlichen Rat wandten, waren Tolstoi und Dostojewski, Solowjow und Leontjew — ist auch ein beredtes Zeichen dafür, daß sich Rußland immer stärker auf seine großen geistigen und geistlichen Traditionen zurückbesinnt. Insbesondere das „Silberne Zeitalter“, die Kulturrenaissance der letzten Jahrzehnte vor Weltkrieg und Revolution also, gerät nun, auf dem Hintergrund des seither Geschehenen zusätzlich verklärt, in den Mittelpunkt des Interesses immer breiterer Kreise. Es wird nicht nur die fast verschollene Literatur jener sagenhaften Zeit wiederentdeckt, stellvertretend für viele andere Autoren seien nur M. Woloschin und N. Gumiljow, D. Mereschkowskij und S. Hippus, W. Iwanow und A. Belyj genannt. Auch erinnert man sich der genialen religiösen Denker, der Philosophen und Theologen, die das intellektuelle Klima am Vorabend des großen Umbruchs so sehr geprägt hatten, deren Werke bisher in der Sowjetunion praktisch unerreichbar waren und es weitgehend auch heute noch sind: W. Solowjow und K. Leontjew, W. Rosanow und L. Schestow, Vater S. Bulgakow und Vater P. Florenskij. Nach seinen Schriften

besteht ein besonderer Hunger, der durch die Veröffentlichungen der Verlagsabteilung des Moskauer Patriarchates, so überaus verdienstvoll sie auch sind, nur ganz unzureichend gestillt werden kann. Und immer wieder begegnet man im privaten Gespräch unter Freunden und Bekannten, aber auch in der Öffentlichkeit in Reden und Aufsätzen dem Namen Nikolai Alexandrowitsch Berdjajew.

Dafür nur zwei Beispiele: In seinem großangelegten Vortrag über den Weg der Russischen Orthodoxen Kirche durch die vergangenen zehn Jahrhunderte auf dem Festakt im Bolschoi-Theater am 10. Juni erwähnte Metropolit Juwenalij von Krutizi und Kolomna als Vertreter echter russischer Spiritualität unter großem Beifall neben Solowjow und Dostojewski auch Berdjajew.

Und in einem aufsehenerregenden Interview in der Juni-Nummer der Literatur-Zeitschrift „Druschba Narodow“, dem Organ des Schriftsteller-Verbandes, die speziell dem Millennium gewidmet war, unterhielt sich der Publizist A. Neschnyj, bekannt geworden durch Artikel, die Verletzungen der Religionsgesetze zum Nachteil der Gläubigen durch örtliche Behörden aufdeckten, mit dem Metropoliten Aleksij von Leningrad und Nowgorod. Er kam mit seiner Überzeugung von der tausendjährigen, fruchtbaren Symbiose des orthodoxen Christentums mit der russischen Kultur ausführlich zu Wort und forderte, daß „unserem Leser der freie Zugang eröffnet werden muß“ auch zu den Werken der Religionsphilosophen, wobei er Berdjajew an herausgehobener Stelle nannte.

Auf dieses Gespräch antwortete noch in derselben Ausgabe der Historiker A. I. Klibanow mit einem kenntnisreichen und glänzend geschriebenen Essay zu den „weißen Flecken“, die des Metropoliten Darstellung der russischen Kirchen- und Geistesgeschichte aufweise. Und daß sich die Kirche bei ihrer Verteidigung der Geistesfreiheit zum Anwalt gerade Berdjajews macht, reizte ihn zu der folgenden ironischen Replik:

„Von den Gesprächspartnern wurde unter den Namen russischer religiöser Denker unseres Jahrhunderts auch N. A. Berdjajew erwähnt. Aber gerade er stellt doch den historisch bestehenden Gegensatz von Kirche zu Christentum und Gesellschaft fest. ‚Die Kirche‘, schreibt Berdjajew, ‚verhält sich in ihrer äußerlichen geschichtlichen Existenz, als ob sie nicht bemerkt hätte, daß die Welt sich radikal verändert hat, daß es die patriarchalische Lebensweise nicht mehr gibt, an der sich alles orientierte.‘ Und weiter: ‚Die soziale Sprache der russisch-orthodoxen Kirche und die Kategorien ihres sozialen Denkens bleiben vollständig an der alten ständischen Gesellschaftsform, an den alten patriarchalischen Beziehungen orientiert. Man könnte meinen, wir alle lebten noch in der Welt des alten Adels und des Bauerntums, des Kaufmansstandes und des Kleinbürgertums, daß sich nicht nur keine proletarische, sondern auch keine bürgerliche Revolution ereignet habe. Die Kirche ist doch nicht nur der

Ewigkeit zugewandt, sondern auch der Zeitlichkeit!‘ Und ohne Umschweife: ‚Und wenn die Kirche in herausgehobener Weise der Zaren, Fürsten und Grafen liturgisch gedachte, wenn die kirchliche Hierarchie eine Vorliebe für die Großen dieser Welt entwickelte, dann war das ‚des Kaisers‘ und nicht ‚Gottes‘, ein Tribut an diese Welt, eine Anpassung an dieses Zeitalter.‘ Ich zitiere Berdjajew's Buch ‚Christentum und Klassenkampf‘, veröffentlicht in Paris im Jahre 1931. Es erklärt zur Genüge, warum sich der Boden orthodoxer Kirchlichkeit als kulturell unfruchtbar erwies.“

Kein anderer Autor, noch nicht einmal Lenin, aus dessen berühmtem Artikel „Sozialismus und Religion“ von 1905 ein kurzer Absatz angeführt wird, kommt bei dem Historiker auch nur annähernd so ausführlich zu Wort.

Es ist schon erstaunlich, wie sich auf einmal eine Diskussion um einen Philosophen bildet, der jahrzehntelang, wenn überhaupt öffentlich, dann nur unter betont negativen Vorzeichen genannt wurde – so noch in der zweiten Auflage des „Atheistischen Wörterbuchs“, Moskau 1985, wo es im Artikel „Berdjajew“ u. a. heißt: „In seinen gesellschaftspolitischen Ansichten entwickelte sich B. vom ‚legalen Marxismus‘ hin zum Antimarxismus, Antikommunismus und Antisowjetismus.“ Nach einer derartigen Steigerung in seinen Ansichten war ein solcher Autor eigentlich kaum mehr zitierfähig. Interessant ist aber auch, wie in diesem erst in Umrissen sichtbar werdenden Disput um ein für das Selbstverständnis der Nation zentrales Thema, nämlich den Beitrag der orthodoxen Kirche zur Kultur Rußlands und zur Entwicklung seiner Gesellschaft, Berdjajew zum gesuchten und mithin auch geschätzten Bündnispartner beider Kontrahenten avanciert. Bei diesem Vorgang entbehrt es nicht der Delikatesse, wie der Hierarch großzügig den vehementen Kritiker der Orthodoxie übersieht und sich vor allem an den tiefgründigen Religionsphilosophen hält, während der Historiker souverän gerade diesen ignoriert, um sich dafür des antiklerikalen, an Marx geschulten Denkers zu versichern. Klibanow hätte übrigens aus „Christentum und Klassenkampf“ noch weitaus schärfere Formulierungen anführen können. . . Um die Aktualität eines Werkes kann es im sowjetischen Kontext (und nur in ihm?) nicht schlecht bestellt sein, wenn es in solchem Maße die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermag, obwohl seine Fundamente tief im 19. Jahrhundert verankert sind. Grund genug also für eine erneute Beschäftigung mit seinem Urheber.

II.

Nikolai Alexandrowitsch Berdjajew kam am 6. März 1874 in Kiew zur Welt. Der Vater gehörte als hoher Gardeoffizier zum Dienstadel des kaiser-

lichen Rußland, und von Adel war auch die Mutter, eine geborene Fürstin Kudaschewa, mit Vorfahren aus der polnisch-litauischen und der französischen Hocharistokratie. Diese Herkunft sollte ihn für sein ganzes Leben prägen, und zwar nicht nur in seinem äußeren Habitus, sondern auch und gerade dann, wenn er in großer geistiger Freiheit zu neuen Ufern des Denkens aufbrach, weg von den traditionellen Werten und Anschauungen seiner Klasse, zu der er sich bereits als Kind in Opposition befand. Nach der Erfahrung des öden militärischen Drills und der geistlosen Schulatmosphäre in der Kadettenanstalt seiner Heimatstadt weigerte er sich erfolgreich, in das Petersburger Pagenkorps einzutreten. Sein Interesse an philosophischen Problemen war erwacht, Schopenhauer, Kant und Carlyle beschäftigten ihn, Tolstois Soziallehre und ganz besonders Dostojewski. Drei Jahre bereitete er sich nun auf das Abitur vor und begann 1894 an der Universität in Kiew mit dem Studium der Naturwissenschaften. Schon bald faszinierte ihn, den „reuigen Adligen“, der später von sich sagen wird, er habe seine privilegierte Stellung oft als Schuld empfunden, der Marxismus, von dem damals weite Teile der jugendlichen Intelligenz angezogen wurden. Berdjajew fand Zugang zu marxistischen Studentenkreisen, gewann dort rasch Anerkennung, hielt Vorträge und knüpfte auch Verbindungen ins Ausland, nicht nur zu den Führern der russischen Sozialdemokratie in der Emigration, sondern auch beispielsweise zu Kautsky, dem ehemaligen Privatsekretär von Engels und anerkannten Gralshüter der reinen Marxschen Lehre. Allerdings ließ er sich nie vom revolutionären marxistischen Milieu vereinnahmen, war nach eigenem Bekenntnis auch zu keiner Zeit Materialist oder Positivist, sondern er bezeichnete später in seinen Lebenserinnerungen seine damalige Position als die eines freidenkenden, kritischen Marxisten.

Im Zusammenhang mit dem Gründungskongreß der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands im März 1898 und der bald darauf erfolgten Verhaftung ihres ZK wurde wenig später auch Berdjajew wegen staatsfeindlicher Umtriebe ergriffen, vor Gericht gestellt und im Jahre 1900 für drei Jahre in den Norden Rußlands verbannt, die er in Wologda verbrachte, übrigens gemeinsam mit dem Dichter A. Remisow, einem meisterhaften Stilisten mit religiös-ethischer Thematik, und mit A. Lunatscharskij, dem nachmaligen berühmten Volkskommissar für Bildung in der Regierung Lenins, den er bereits aus Kiew kannte. In dieser Zeit entstand sein erstes Buch „Subjektivismus und Individualismus in der Gesellschaftsphilosophie“, das auf eine Synthese von Kant und Marx zielt. 1903 reiste er zu einem Studienaufenthalt nach Heidelberg, damals mit Windelband und

Rickert ein Zentrum des Neukantianismus. 1904 zog er dann nach St. Petersburg und gab dort gemeinsam mit S. Bulgakow die nur ein Jahr lang existierende Zeitschrift „Lebensfragen“ heraus, die politisch links stand, dabei jedoch den Versuch machte, ehemalige Marxisten, die Idealisten geworden waren und nun zum Christentum stießen, wie die beiden Herausgeber selber, mit den Dichtern um Mereschkowskij, mit akademischen Philosophen und radikalen Publizisten zu vereinigen. Im Zeichen der „kleinen“ Revolution von 1905 konnte diese Synthese nicht halten. Aber Berdjajew wurde dadurch rasch zu einer führenden Gestalt in der glänzenden literarischen Szene der Hauptstadt an der Newa. Drei Jahre lang leitete er die legendären Mittwochabende im „Turm“, der Eckwohnung W. Iwanows in der obersten Etage eines hohen Hauses, das, welch ein Symbol!, dem Taurischen Palaste gegenüberlag, in dem die Reichsduma tagte, das streitbare, aber ohnmächtige Parlament Rußlands. „Mittwochs bei Iwanow“, der selber nicht nur ein brillanter Dichter, Essayist und Philologe war, sondern sich auch mit Leidenschaft religiösen und philosophischen Fragen widmete, traf sich zu geistvollen Vorträgen und Gesprächen alles, was in Literatur, Philosophie und Kunst Rang und Namen hatte. Berdjajew erkannte allerdings bald, wie sehr diese kulturelle Elite auf sich selbst bezogen blieb und die dramatischen sozialen Entwicklungen um sie herum kaum in ihr Blickfeld gerieten. Außerdem stieß ihn mehr und mehr „allzu viel Heidnisches“ in der vorwiegend ästhetischen und auch zum Okkultismus neigenden Weltanschauung dieses Kreises ab. Er hatte ja, obwohl selber ohne jegliche traditionelle religiöse Prägung, inzwischen begonnen, angeregt durch intensive Lektüre vor allem Dostojewskis und Solowjows, sich dem Christentum zu nähern. Seine innere Bewegung hin zur orthodoxen Kirche bedeutete deshalb gleichzeitig eine äußere Abwendung von St. Petersburg. Zwar wurde dort 1907 noch auf seine Initiative die religionsphilosophische Gesellschaft gegründet, aber er verließ die Stadt vor Jahresende und sollte nicht wieder dorthin zurückkehren. Den Winter verbrachte er in Paris und anschließend zog er nach Moskau um, wo er, im Herzen Rußlands, die intensive Beziehung mit der Orthodoxie suchen wollte.

Dort traf er Bulgakow wieder, seit 1906 Professor am Handelsinstitut, der die religionsphilosophische Gesellschaft an der Moskwa ins Leben gerufen hatte und zu deren Vorstand er gehörte. Sie fühlte sich besonders dem Andenken und Erbe Solowjows verpflichtet und trug daher auch dessen Namen. Die in Moskau gesetzten Erwartungen erfüllten sich allerdings so nicht. Zwar begegnete er hier durchaus dem reichen Spektrum der Orthodoxie, Professoren der Geistlichen Akademie ebenso wie kirchlichen Bürokrata-

ten in allerlei Ämtern, den Starzen von Optina Pustyn und immer wieder dem einfachen rechtgläubigen Volk, Pilgern und Enthusiasten – diese Erfahrungen blieben jedoch recht zwiespältig. Sehr beeindruckt war er von der überall sichtbaren großen Frömmigkeit im Volk, vom radikalen Ernst seines Fragens nach Gut und Böse, nach einem gottgefälligen Leben und den Letzten Dingen. Ansonsten aber stieß ihn die weitverbreitete geistige Enge und Selbstgenügsamkeit der Staatskirche ab, ihre Unduldsamkeit und ergebene Angepaßtheit an das herrschende autokratische System.

In der Solowjow-Gesellschaft spielte Berdjajew neben seinem philosophischen Weggenossen Bulgakow die herausragende Rolle. Fedor Stepun, der ihre Abende besuchte, erinnerte sich so an ihn: „Er ist nicht nur ein schöner, sondern auch ein dekorativer Mann. Dem Äußeren nach ist Berdjajew eher ein europäischer Aristokrat als ein russischer Edelmann. Seine Vorfahren denkt man sich leichter als Ritter, die auf stolzem Roß zum Tor ihres Schlosses hinausreiten, denn als Bojaren, die mit gekrümmtem Rücken die Schwelle ihrer aus schweren Balken gefügten Gemächer überschreiten. Berdjajew hat ein kriegerisches Temperament. . . Auch mit Gott redet er so, als griffe er ihn in seiner himmlischen Festung an. . . Ende des Mittelalters hätte Berdjajew sein Leben vielleicht trotz seiner tiefen Christlichkeit auf dem Scheiterhaufen beenden müssen.“ Nun, der öffentliche Zusammenstoß mit der Kirche sollte dann 1913 kommen, als er in einem Aufsatz mit dem Titel „Die den Geist auslöschen“ den Heiligen Synod, die Kirchenleitung also, scharf angriff und der Hierarchie Verrat am Geist des Christentums und politische Hörigkeit vorwarf. Er wurde daraufhin wegen Gotteslästerung angeklagt, aber der Krieg ließ es nicht zu einem Ende des Prozesses kommen, und so befreite ihn schließlich die Revolution von der drohenden Aussicht auf „ewige Ansiedlung“ in Sibirien.

Die enge Verbundenheit mit Bulgakow in jenen Jahren fand ihren Ausdruck auch in Berdjajews Mitarbeit an dem 1909 erschienenen Sammelband „Wjechi“ (Markierungspfähle), zu dem noch fünf weitere Autoren Beiträge lieferten. Das Buch war an die russische Intelligenz gerichtet und rechnete leidenschaftlich mit ihrem atheistischen Materialismus und politischen Radikalismus ab, mit ihrer nihilistischen Leugnung absoluter Werte, ihrem Glauben an ein irdisches Paradies und ihre Idealisierung des Volkes bzw. des Proletariats. Das Echo war beispiellos, ein literarisches Erdbeben war die Folge. Lenin widmete dem Band eine polemische Erwiderung und kam zu dem Ergebnis: „Eine Enzyklopädie des liberalen Renegatentums!“

Aber Berdjajew wandte sich nicht nur gegen die linke Intelligenz und deren intolerante und autoritäre Vorstellungen. Auch im Kreis um die reli-

gionsphilosophische Gesellschaft sah er ähnliche Erscheinungen wie schon in St. Petersburg, die ihm Anlaß zu grundsätzlicher Kritik wurden. Charakteristisch dafür seine Auseinandersetzung mit Vater Pawel Florenskij. Das Porträt, das er erst viel später, 1946 in der „Russischen Idee“ von ihm entwarf, zeigt noch deutlich, wie sehr er ihn als seinen Antipoden empfunden haben muß: „... ein Mensch von verfeinerter Kultur mit einem Element raffinierter Dekadenz. Bei ihm findet sich keine Einfachheit, Klarheit und Unmittelbarkeit, ständig verbirgt er irgendetwas, meint vieles nicht ernst... Dem Freiheitsproblem steht er gleichgültig gegenüber und damit auch dem moralischen Problem.“ Dessen Buch „Der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit“ rezensierte er 1914 ausführlich unter dem Titel „Stilisierte Orthodoxie“. Trotz positiver Bemerkungen über einzelne Kapitel ist sein Urteil insgesamt deutlich negativ, er kann Florenskijs Denken „nicht als einen schöpferischen Beitrag zum Christentum ansehen“! Den Menschen zu vernachlässigen und sich statt dessen kosmologischen und sophiologischen Themen zuzuwenden, das konnte keinesfalls Berdjajews Beifall finden, der selber gerade dabei war, das zentrale Thema der eigenen Philosophie zu formulieren und auszuarbeiten, und dem so zu Bewußtsein kam, wie sehr er sich schon von den anderen Moskauer Religionsphilosophen unterschied. 1911 während eines Italien-Aufenthaltes begonnen, dann 1912–1913 weitergeführt, aber erst 1916 veröffentlicht ist „Der Sinn des Schaffens“ mit dem für den Autor so bezeichnenden Untertitel „Versuch einer Rechtfertigung des Menschen“, sein wie er selber auf Deutsch meinte „Sturm- und Drang“-Werk. Entfaltet wird darin die Überzeugung, daß es einen religiösen Sinn des menschlichen Schaffens gibt, der weit über eine bloße Rechtfertigung der kulturellen und sozialen Tätigkeit des Menschen hinausreicht. Der schöpferische Akt ist seine Antwort auf Gottes an ihn ergangenen Ruf zur Fortsetzung der Schöpfung, die ja noch der Vollendung harret. Gottes Liebe zum Menschen und des Menschen Liebe zu Gott finden hier ihre Entsprechung, wobei es für Berdjajew zum Geheimnis der Gott-ebenbildlichkeit gehört, daß der Mensch mit seinem schöpferischen Werk das Leben Gottes selbst ergänzt und bereichert.

Die Oktoberrevolution von 1917 erlebte er in Moskau, das im Gegensatz zu Petrograd von blutigen Kämpfen geschüttelt wurde. Nach der Errichtung der Sowjetmacht entfaltete er eine rege öffentliche Tätigkeit, er hatte mit seinen Reden enormen Erfolg und lud auch zu gutbesuchten Vortragsabenden mit anschließender Diskussion in sein Haus ein, obwohl das Versammlungsverbot noch keineswegs aufgehoben war. Zweimal wurde er von der Tscheka zu ausgiebigen Verhören in die Lubjanka gebracht. Sein persön-

licher Mut und die absolute Offenheit, mit der er seinen geistigen, nicht politischen Kampf gegen den Kommunismus führte, trug ihm sogar die Achtung Dserschinskijs ein. 1919 gründete er die „Freie Akademie für geistige Kultur“ und wurde damit zur zentralen Gestalt des philosophischen Lebens im Moskau der frühen Sowjetjahre. Es gab geschlossene Sitzungen bei ihm zuhause, aber auch öffentliche Vorträge in großen Sälen. U. a. behandelte Berdjajew Dostojewskis „Legende vom Großinquisitor“, und F. Stepun las über Spenglers „Untergang des Abendlandes“ – beides Werke, deren Aktualität in jener Zeit mit Händen zu greifen war. 1920 berief ihn, nicht lange, bevor sie von der Regierung aufgehoben wurde, die historisch-philologische Fakultät der Moskauer Universität noch auf einen philosophischen Lehrstuhl. 1922 dann wurde er aus der Sowjetunion ausgewiesen, zusammen mit einer Reihe von Philosophen und Theologen, unter ihnen auch Bulgakow, der 1918 in Berdjajews Gegenwart im Danilow-Kloster zum Priester geweiht worden war.

Vom Herbst 1922 an lebte er in Berlin, damals ein Mittelpunkt der russischen Emigration. Bereits am 22. November konnte er dort seine „Akademie für Philosophie und Religion“ eröffnen, u. a. im Beisein von Erzbischof Ewlogij, dem anerkannten Haupt der Russisch-Orthodoxen Kirche im westlichen Europa. Rasch hintereinander erschienen nun Werke, die noch auf seine Akademietätigkeit in Moskau zurückgingen, aber in der Sowjetunion nicht hatten ausgearbeitet oder gedruckt werden können, wie z. B. seine Studie „Die Weltanschauung Dostojewskis“ (1923) und „Der Sinn der Geschichte“, ebenfalls 1923, mit seiner pessimistischen Geschichtsmetaphysik: „Die Geschichte hat nur in dem Falle einen positiven Sinn, wenn sie zu Ende geht.“ Dieser auf dem Hintergrunde von Weltkrieg und Revolution eher düster geratene „Versuch einer Philosophie des Menschengeschickes“ erhält sein Licht allein von Berdjajews Überzeugung: „Die Geschichte ist ein Geschehen, das einen inneren Sinn hat . . . die Geschichte bewegt sich auf ein Faktum hin – das Erscheinen Christi – und geht von einem Faktum aus – dem Erscheinen Christi. Damit wird der allertiefste Dynamismus der Geschichte bestimmt, die Bewegung der Geschichte nach dem Herzen des Weltprozesses hin und ihre Bewegung vom Herzen dieses Prozesses aus.“

Weil die wirtschaftliche Lage in Deutschland aufgrund der ständig steigenden Inflation immer bedrängender wurde, begannen die russischen Emigranten Berlin zu verlassen und vor allem nach Paris überzusiedeln. Im Frühjahr 1924 entschloß sich auch der russische Dienst des amerikanischen YMCA, mit dessen großzügiger finanzieller und organisatorischer Hilfe

Berdjajew seine Akademie in Berlin nur so schnell hatte aufbauen können, seinen Sitz an der Spree aufzugeben und dem Zug an die Seine zu folgen. Er lud den Philosophen ein, beim Neuaufbau des YMCA und seines Verlages in der französischen Hauptstadt mitzuwirken, und so entschloß auch Berdjajew sich noch 1924, aus Berlin wegzugehen. Er zog in die Pariser Vorstadt Clamart, wo es schon vor dem Ersten Weltkrieg eine kleine russische Kolonie gegeben hatte, und 14, rue de St. Cloud sollte die letzte Adresse seines Lebens werden. Der Neubeginn in Frankreich ließ sich gut an. Er wurde sogleich Chefredakteur bei YMCA-Press, und ab September 1925 gab er dann eine eigene Zeitschrift heraus, die bis 1940 erscheinen konnte: „Putj“ (Der Weg). Der Name war eine Erinnerung an den Moskauer Verlag „Putj“, den er vor dem Ersten Weltkrieg zusammen mit Bulgakow und dem Fürsten E. Trubetzkoy zu einem Forum für die Religionsphilosophen gemacht hatte. Seit 1926 leitete er auch wieder eine „Akademie für Philosophie und Religion“, auf dem Montparnasse – neben dem bereits 1924 gegründeten Theologischen Institut St. Serge, an dem Bulgakow als Professor für Dogmatik lehrte, eines der geistigen Zentren des russischen Paris. Aber der Verbannte hatte es schwer unter den Emigranten mit ihren vielfach reaktionären und restaurativen Bestrebungen, die vom Haß auf Revolution und Kommunismus tief geprägt waren. Berdjajews Überzeugung hingegen, daß die tragenden Schichten des kaiserlichen Rußlands, also auch Intelligenz und Kirche, durch ihre Blindheit und mangelnde christliche Liebe zu großen Teilen an Ausbruch und Sieg der Revolution schuldig seien, fand keineswegs Zustimmung. Und geradezu als Linker verdächtig machte er sich mit seinen Ansichten vom positiven Sinn der Revolution und von ihren sozialen Errungenschaften. Dabei überhörte man geflissentlich, daß seine geistige Gegnerschaft zum Kommunismus kompromißlos blieb. Noch 1946, am Abend seines Lebens, äußerte er sich in demselben Sinne: „Der Kommunismus hat seine Wahrheit und seine Lüge. Die Wahrheit liegt auf sozialem Gebiet, sie eröffnet die Möglichkeit eines brüderlichen Miteinanders der Menschen und Völker und überwindet die Klassen; die Lüge aber liegt in den geistigen Grundlagen, die zu einem Prozeß der Dehumanisierung führen, zur Negierung des Wertes, der jedem Menschen zukommt, zur Einengung des menschlichen Bewußtseins, was sich schon im russischen Nihilismus gezeigt hatte.“

Erkennen zu müssen, daß auch in der orthodoxen Kirche weithin dieselben reaktionären politischen und sozialen Anschauungen vorherrschten und die alte Parole von „Orthodoxie, Autokratie, Volkstum“ nach wie vor Anklang fand wie in anderen Kreisen der Emigration ebenfalls, das traf

Berdjajew besonders. In „Christentum und Klassenkampf“ von 1931 bricht es aus ihm heraus: „Empörend und im schlimmsten Sinn antikirchlich ist die Behauptung der scheinchristlichen Reaktionäre, daß die Kirche ein ihr gemäßes Dasein nur in der monarchischen, ständischen und patriarchalischen Gesellschaft führen könne, daß sie aber ihren Segen der stände- und klassenlosen Gesellschaft verweigern . . . müsse.“ Seine Hoffnung auf eine durchgreifende Erneuerung des kirchlichen Lebens durch die mannigfaltigen Anstöße der russischen Religionsphilosophie seit Dostojewski, Tolstoi und Solowjow war unerfüllt geblieben, und zwar in der Sowjetunion seiner Meinung nach ebenso wie im Westen. Die „Auslöcher des Geistes“ sah er dort wie hier weiterhin am Werk. Er konnte deshalb seiner Kirche den Vorwurf nicht ersparen, sich nicht nur den historischen Notwendigkeiten zu versagen, sondern vor allem gerade ihre eigentliche christliche Pflicht beharrlich zu versäumen: „Der Kirche obliegt es, die Unterdrückung und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen sittlich und geistig zu verurteilen, das Streben nach einer gerechteren und menschlicheren sozialen Ordnung zu segnen und es der menschlichen Initiative und Aktivität, der menschlichen Freiheit und dem menschlichen Schaffen anheimzustellen, den Kampf um eine bessere soziale Zukunft zu führen.“

Dabei legte Berdjajew immer großen Wert auf die Feststellung, daß er kein Theologe und auch kein Politiker sei, sondern nur ein freier Philosoph, weshalb er es auch ablehnte, im Institut St. Serge Vorlesungen zu halten. Seiner angestammten Kirche jedoch blieb er in großer Treue verbunden, besuchte regelmäßig die Göttliche Liturgie und empfing die Heiligen Gaben. Das konnte allerdings nicht verhindern, daß die Freimütigkeit seiner Äußerungen zu Kirche und Gesellschaft bei seinen Landsleuten heftige Abwehrreaktionen hervorrief, und es machte ihn bald zu einem Prediger in der Wüste des Zeitgeistes, dessen Ruf bei denen, an die er vornehmlich gerichtet war, ungehört verhallte.

Um so stärker war das Echo außerhalb des Ghettos der russischen Emigration, was seinen Grund nicht zuletzt in der ökumenischen Weite seines Denkens hatte, auf das ja neben Jakob Böhme auch Franz von Baader großen Einfluß ausübte. Abgesehen davon galt sein lebhaftes Interesse auch dem aktuellen religiösen Gespräch über die Konfessionsgrenzen hinweg. So organisierte er gemeinsam mit Bulgakow geraume Zeit lang auf dem Montparnasse monatliche Treffen, die von Vertretern der drei Kirchen besucht wurden. Man kam unter Ausschluß der Öffentlichkeit zusammen, um miteinander Vorträge zu hören und zu diskutieren. An der Leitung beteiligt waren Marc Boegner, reformierter Pastor in Passy und seit 1929 Präsident

des Protestantischen Kirchenbundes von Frankreich, ab 1948 dann einer der sechs Präsidenten des ÖRK, und Jacques Maritain, ursprünglich ebenfalls reformiert, seit 1914 Professor am Institut Catholique in Paris, später französischer Gesandter beim Vatikan und Professor in Princeton, einer der führenden Philosophen des Neothomismus, ein enger persönlicher Freund von Berdjajew. Als dem Erzbischof von Paris das zu Ohren kam, untersagte er den Katholiken die Teilnahme, und damit löste sich der Kreis auf.

Berdjajews Werk wurde gerade auch im deutschen Sprachraum sehr freundlich aufgenommen, wo es in den zwanziger Jahren sozusagen eine Konjunktur für Russisches gab. Seine Bücher wurden rasch übersetzt und erschienen noch bis 1934 in Deutschland nur wenig später als die Originalfassungen. Ein besonderes Forum bot sich ihm hier in der Zeitschrift „Orient und Occident“, die in Verbindung mit ihm von Fritz Lieb herausgegeben und 1929–1934 in Leipzig, dann bis 1936 in Bern verlegt wurde. Lieb, Sohn eines Pfarrers im Kanton Basel-Land, hatte sich seit seinem Theologiestudium intensiv mit Dostojewski und Baader beschäftigt und später engen Anschluß an Karl Barth gefunden, dem er 1931 als a. o. Professor für „östliches Christentum in Vergangenheit und Gegenwart“ nach Bonn gefolgt war. Bereits 1925 hatte er in Paris Berdjajew kennengelernt, der dem zwanzig Jahre Jüngeren zum väterlichen Freund wurde. Als ihm 1933 die Lehrbefugnis entzogen wurde, emigrierte er nach Paris, bis er 1936 einen Ruf an die Universität Basel erhielt. Im ersten Heft von „Orient und Occident“ veröffentlichten Lieb und Berdjajew programmatische Aufsätze, die den Wunsch der beiden Initiatoren deutlich machten, russische Orthodoxie und von der dialektischen Theologie geprägten Protestantismus miteinander in ein fruchtbares Gespräch zu bringen. Dabei kamen auf orthodoxer Seite so unterschiedliche, z. T. schon verstorbene Autoren zu Wort wie W. Iwanow, K. Leontjew und W. Rosanow, oder S. Bulgakow und G. Florowskij, G. Fedotow und L. Schestow. Nicht wenige wurden zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlicht. Durch Lieb vermittelt kam es 1932 in Bonn auch zu einer persönlichen Begegnung zwischen Berdjajew und Barth, der sich dann in KD III/4 ausführlich und sehr kritisch mit dessen Buch „Von der Bestimmung des Menschen“ auseinandergesetzt hat. Übrigens ist Berdjajew der einzige orthodoxe Zeitgenosse und neben Karasawin, Dostojewski und Tolstoi einer der wenigen Russen, die in der Kirchlichen Dogmatik Erwähnung finden.

Die Besetzung Frankreichs durch die deutschen Truppen bedeutete auch für Berdjajew, der den Nationalsozialismus immer aufs schärfste bekämpft hatte, eine gefahrvolle Zeit. Zweimal erhielt er, der ja schon die Bekannt-

schaft der Tscheka hatte machen müssen, nun in Clamart Besuch von der Gestapo. Der Überfall Deutschlands auf die Sowjetunion ließ ihn mit seinem Volk leiden und auf den Sieg hoffen, ohne daß er dabei zu einem Apologeten Stalins wurde.

1947 erlebte er noch die Genugtuung, daß ihm die Universität Cambridge die theologische Ehrendoktorwürde verlieh und er in Genf bei den „Rencontres internationales“ seinen mit viel Beifall bedachten Vortrag „Der Mensch in der gegenwärtigen Zivilisation“ halten konnte, wenn ihm auch der Gedanke unsympathisch war, man hätte ihn vielleicht nur deshalb gefeiert, weil man seine Verteidigung der Freiheit der menschlichen Person mißverstand als eine Verteidigung des bürgerlichen Individuums und der bourgeois Kultur.

Am 23. März 1948 ist Nikolai Alexandrowitsch Berdjajew gestorben. Sein Tod ist ein Symbol seines Lebens: Man fand ihn zusammengesunken an seinem Schreibtisch, den Federhalter noch in der Hand und sein Kopf lag in der aufgeschlagenen Bibel.

Zur Praxis

Ökumene gewinnt Profil (IX)

WELTWEITE BEZIEHUNGEN EINER DEUTSCHEN LANDESKIRCHE AM BEISPIEL DER EVANGELISCHEN KIRCHE VON WESTFALEN

VON HANS-MARTIN THIMME

Heute noch spürt mancher einen Widerspruch in dem angeführten Thema: Wie verbindet sich „Landeskirche“ mit „weltweiten Beziehungen“? Eine Landeskirche ist doch Kirche für ihr Land und hat damit einen klar umgrenzten Auftrag, für den sie durch die Bürger des Landes über Kirchensteuern ausgerüstet wird. Alles, was über diesen „innerkirchlichen“ Dienst hinausgeht, ist nicht Aufgabe einer Landeskirche, sagt man.

Mindestens bis zum Zweiten Weltkrieg wurde diese Meinung von Kirchenleitungen allgemein vertreten; sie wurde noch gesteigert durch die politische Selbstisolierung des Deutschen Reiches bis hin zu den wahrlich unüberwindbaren Fronten im Kriege, die nur vereinzelt persönliche Kontakte ins Ausland zuließen, bis auch diese schließlich abbrechen mußten.